Ein Brief

Autor(en): **Bolz, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes**

Band (Jahr): **75 (1983)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-355136

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Brief

Zürich, Ende März 1983

Liebe Freunde

Vor etwa drei Jahren suchte ich den Optiker auf in der Meinung, gewisse Behinderungen durch verstärkte Gläser meiner Lesebrille beheben zu können. Angestellte Experimente liessen den guten Mann die Stirne kraus ziehen und mir raten, sofort eine Augenärztin zu konsultieren. Diese stellte «Grauen Star» fest.
Ein Leiden soll man nicht einfach negieren wollen. Man soll sich bewusst sein, dass man möglicherweise lernen muss, mit ihm zu leben. Jedoch soll man sich von ihm nicht inaktivieren und vorzeitig zermürben lassen. Monatelang ging das recht ordentlich. Wie seit dem Tode meiner Frau, 1951, besorgte ich meinen Haushalt selber und huldigte daneben der grossen Liebe meines Lebens, dem Journalismus. Die treue Gefährtin meiner letzten Jahre, die ehemalige SATUS-Turnerin Trudy Martignoni, half mir mit Rat und Tat. Aber sie schaut auf fünfzig Jahre Lohnarbeit zurück und führt in Schwamendingen mit ihrem Bruder zusammen den von der Mutter übernommenen Haushalt weiter.

Entwicklung des Leidens
Das Jahr 1982 wurde härter. Mein Augenlicht wurde schwächer und schwächer. Auch die schärfste Lupe half schliesslich nichts mehr. Nach Jahresmitte konnte ich nichts mehr lesen, nichts mehr schreiben und ohne Hilfe keine Telefonverbindung herstellen. Ein Unfall an einem heiter-hellen Mittag im Zentrum der Stadt trug mir die Bekanntschaft mit der Unfallstation unseres Universitätsspitals und mit der eiskalten Geschäftstüchtigkeit einer Haftpflichtversicherung ein, wozu das strenge Gebot kam, ohne Begleitung keinen Schritt mehr ausser Haus zu tun. Eine Sonderuntersuchung durch meinen Hausarzt ergab, dass sich trotz meines hohen Alters eine Operation verantworten lasse.

Die Operation
Eine erste Untersuchung durch den Chef der Augenklinik des Zürcher Gemeindespitals Triemli fand gegen Ende des Monats November statt. Als mögliches erhöhtes Risiko waren die Zirkulationsstörungen mit in Rechnung zu ziehen, die mich seit Jahr und Tag mit erstaunlicher Hartnäckigkeit plagen. Die Ärzte brauchten ihre Zeit zum Planen.
Inzwischen reduzierte sich mein Sehvermögen auf etwa zehn Prozent des Normalzustandes. Fräulein Martignoni, selber geplagt von Beschwerden des Alters, fand sich jeden Tag gegen elf Uhr bei mir ein, führte mich an den gemeinsamen Mittagstisch in der Stadt, lotste mich gewissenhaft durch das städtische Gewirr, um unerlässliche Einkäufe zu machen und brachte mich wieder nach Hause. Dort traf sie Vorkehren,

um mir das Haushalten zu erleichtern und ging dann zurück nach Schwamendingen, um im eigenen Haushalt zum Rechten zu sehen. Sie tat mehr für mich, als man vom liebsten Mitmenschen erwarten darf. Sie wurde überbeansprucht. Nach ihrem Weggehen daheim bei mir hatte ich mich in der Kunst zu üben, die für das Abendessen bereitete Speise in den Teller und nicht daneben anzurichten und die zum Frühstück gesottene Milch ins Häfeli und nicht in den Ausguss zu schütten.
Dies mag den Freunden meine Isolation während vielen Monaten erklären: die Nichtbeantwortung von Zuschriften, das Nichtbefolgen von Einladungen und das Nichtbeachten vieler Zirkularschreiben. Es war völlig unmöglich, meine gute Helferin noch mehr zu belasten durch Vorlesen all der Eingänge. In der ersten Hälfte des Monats Februar fand die Operation statt.

Ein grosser Augenblick
Eine Woche später sagte mir die diensttuende Ärztin bei der Morgenvisite: «Ich gebe Ihnen jetzt eine provisorische Brille.» Aber nicht sie, sondern die begleitende Krankenschwester, eine aus dem Norden Finnlands stammende, kraftstrotzende Blondine, setzte mir das Hilfsmittel behutsam auf. Und, oh Wunder, ich erschaute das lachende Gesicht der guten Helferin in Weiss. Ich sah eine schöne Azalea, die mir eine liebe Verwandte gebracht hatte, ich sah ein Bild an der Wand, das bislang für mich nur dunkle Striche enthalten hatte, in hellen Farben aufleuchten. Ich sah mein Krankenzimmer und an dessen Ausgang die freundliche Frau Doktor, wohin sie sich – wissend um die Explosivwirkung eines solchen Erlebnisses – in Deckung begeben hatte. Aber die Zahl der Jahrringe und die Spuren des Leidens hielten mich in der tiefsten Tiefe meines bequemen Krankenstuhls fest, und meine Emotion beschränkte sich auf den begeisterten Ausruf: «Oh, welch schöne Schwestern!»

Dankbarkeit
Dass ein Bursche, der seinen 89. Geburtstag hinter sich hat, diesen Brief heute noch eigenhändig schreiben kann, verdankt er der Kunst und Gewissenhaftigkeit des für die Augenklinik unseres Triemli-Spitals verantwortlichen Ärzte-Kollegiums und der Obsorge eines Personals, das die Strenge seines Dienstes – Mitverantwortung für jeden der vielen Patienten des grossen Hauses – zu vermenschlichen versteht durch Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft jedem Patienten gegenüber. Dieses Triemli-Pflegepersonal setzt sich aus Töchtern und Söhnen von 38 Nationen der Welt zusammen. Als helfende Kraft darf ich sicher auch meinen guten Stern heiter-ironisierender Lebensbejahung erwähnen, der mich getreulich begleitet hat durch die mit so viel Tücken und Gefahren gespickten Monate fast völliger Erblindung, durch das Spital und anschliessend durch die ärztlich angeordnete Rekonvaleszenten-Station. Auch dass das mit zittriger Hand beschriebene Papier sich meinen Freunden in makellos sauberer Maschinenschrift darbietet, verdanke ich der liebenswürdigen Hilfsbereitschaft einer tüchtigen SATUS-Kollegin.

Grosse Freude in den Tagen der Finsternis

Wir Sozialdemokraten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges 1914/18 haben ein langes und hartes Training im Ertragen von Kummer und Sorgen aufzuweisen. Wir haben nicht nur mehrere Krisen der Weltwirtschaft und zwei Weltkriege erlebt, wir haben auch Lenin und Stalin und deren reaktionäre Kopisten Benito Mussolini und Adolf Hitler erlebt und erlitten. Eine meiner reinsten Freuden der letzten Jahre war mir jedoch in den Monaten fast völliger Erblindung beschieden: Das Wahlresultat des Stadt-Bundesstaates Hamburg im Spätherbst 1982. Wie die ehemals stolze Hanse-Stadt, die sich unter dem Einfluss des Kreises um August Bebel zur sozialdemokratischen Hochburg entwickelt, aber in den Geisteswirren der jüngsten Zeit den Ruf der «Unregierbarkeit» erworben hatte, angesichts siegesgewisser politischer Gegner sich zusammenriss, wie ihre Wählerinnen und Wähler sich auf die alte Tradition besannen, die sozialdemokratische Hochburg wieder präsent machten und damit Signal setzten, das liess ein altes Herz freudig schlagen.

Belebt wurde diese durch Hamburg dargebotene Genugtuung selbstverständlich durch Erinnerungen daran, wie fast ein halbes Jahrhundert zuvor unser Zürich seine letzte Eingemeindung erkämpft und sich einer siegessicheren Koalition des Bürgertums gegenüber der sozialdemokratischen Mehrheit sowohl in der Legislative wie in der Exekutive des erweiterten Gemeindewesens gewahrt hat. Damals galt die alte sozialdemokratische Schule: In unserem Land haben sich autonome Genossenschaftsverbände, autonome Gewerkschaftsverbände und autonome Kultur- und Sportverbände entwickelt. Sie alle schufen sich eine Tradition. Die Stärke unserer Arbeiterbewegung liegt in der breiten Verankerung im Volk. Sache der SP ist es, Verständnis für und beste Beziehungen zu diesen Organisationen zu pflegen, durch kluge Politik Gemeinsamkeiten zu betonen und so die Kräfte zusammenzuführen, die Erfolge wie 1982 in Hamburg und 1934 in Zürich ermöglichten.

Wir sind Teil eines der Demokratie verschworenen Volkes. Dieses Volk hat das letzte Wort in allen Verfassungs- und Gesetzesfragen. Und dieses Volk entscheidet über die parteimässige Zusammensetzung von Parlamenten und Regierungen. Um Erhaltung und Mehrung unseres Einflusses in diesem Volk haben wir zu arbeiten.

Es ist mir unvorstellbar, dass diese Erkenntnis sektiererisch zerredet werden könnte.

Meinen Freunden und unserer stolzen Arbeiterbewegung das beste wünschend grüsst freundlich

der alte Robert Bolz